

René Scheu

Ein Geständnis vorab: Ich bin mit dem Mann, über dessen Buch ich schreibe, seit über zehn Jahren befreundet. Was uns verbindet, ist jene Art von intellektueller Freundschaft, die sich nicht um Konventionen schert, dafür umso mehr um Ideen. Wer hier also eine distanzierte Betrachtung erwartet, wird enttäuscht. Wer hingegen nicht glaubt, Nähe verhindere Klarheit – der möge weiterlesen. Über 2000 Publikationen in fünfzig Jahren – fast eine pro Woche. Und dennoch behauptet Hans Ulrich Gumbrecht auf der ersten Seite seiner Autobiografie, er habe weder eine Leidenschaft fürs Lesen noch fürs Schreiben. Man glaubt ihm den Satz nicht auf Anhieb. Erst mit der Zeit beginnt man zu ahnen, was er meint: Es war nicht die Liebe zur Sprache, die ihn antrieb. Es war etwas anderes. Etwas Rastloses, Forderndes, ja fast schon Obsessives. Davon handelt diese bemerkenswerte Autobiografie.

Das Buch ist eine Landkarte des westlichen Geistes von den 1960er-Jahren bis zur Gegenwart – und zugleich ein Selbstporträt, das radikal ehrlich ist. Gumbrecht, 1948 im zerbombten Würzburg geboren, durchquerte ein Leben lang Kontinente und Denkschulen: Paris, München, Konstanz, Bochum – wo er mit 26 Jahren als damals jüngster Professor Deutschlands berufen wurde –, Siegen und 1989 schliesslich Stanford, wo der Romanist bis zur Emeritierung lehrte. Dazu kamen Gastprofessuren in Kyoto, Jerusalem, Rio und anderswo.

Er kannte die ganze Intelligenzija des späten 20. Jahrhunderts: Hermeneutiker wie Hans Robert Jauss und Hans-Georg Gadamer, historische Denker wie Reinhart Koselleck und François Furet, den Systemtheoretiker Niklas Luhmann, Poststrukturalisten wie Michel Foucault, Jean-François Lyotard und Jacques Derrida, Literatur-Anthropologen wie Michel Serres und René Girard. Er hat mit ihnen gearbeitet, gestritten, getrunken. Und er schildert das alles in der ganzen menschenmöglichen Bandbreite von Licht und Schatten.

Die Angst, als Bluffer aufzufliegen

Doch das Eigentliche des Buches liegt woanders. Es liegt in einer Leerstelle, die Gumbrecht mit dem ebenso schönen wie traurigen Begriff der «Begabungslücke» bezeichnet. Zeitlebens, so gesteht er freimütig, habe er sich nicht für begabt gehalten – obwohl alle Lehrer, Bekannten und Verwandten ihm stets das Gegenteil attestierten. Und weil er sich für unbegabt hielt, fand er nie zur Ruhe. Er überkompensierte wie ein Sportler: ging an seine Grenzen, überschritt sie, verschob sie. Die Angst, als Bluffer aufzufliegen, verliess ihn bei alledem nie. Diese Passagen sind so tragisch wie komisch – Gumbrecht schildert sie mit einer Detailgenauigkeit, die nur jemandem möglich ist, der über ein Gedächtnis verfügt, das Fluch und Segen zugleich ist. Es vergisst nicht. Nichts.

Man liest diese Stellen und denkt: Hier spricht ein Mensch, der sich selbst beim Denken zuschaut – und der dabei weder schön noch anklagt. Das Buch reiht sich ein in die Tradition der grossen «Confessiones»: radikal ehrlich, selbstkritisch, ein Geständnis vor dem Tag des Jüngsten Gerichts – an den Gumbrecht selbst gar nicht glaubt.

Und hier darf der Freund eine Frage stellen, die das Buch selbst nicht beantworten kann: Hinter Gumbrechts Verständnis von Begabung steckt eine heimlich romantische Vorstellung. Als würden einem Genie alle Gedanken und Intuitionen mühelos zufallen, wie reife Früchte vom Baum des geistigen Lebens. In Wahrheit aber werden auch die Begabtesten und Erfolgreichsten

bezeugen: Exzellenz ist Resultat von Disziplin und Konsequenz, mehr von Willen als von Inspiration. Warum ausgerechnet der Anti-Romantiker Gumbrecht – dieser Analytiker der kulturellen Selbsttäuschungen – in dieser einen Frage ein Romantiker geblieben ist, bleibt offen und macht die Lektüre des Buches nur umso faszinierender.

In Stanford konnte er sich von seinem Erbe lösen

Gumbrechts Fokus auf die Arbeit hatte seinen Preis. Die erste Ehe misslang. Den Kindern widmete er zu wenig Zeit, wie er selber schreibt. Erst im höheren Alter lernte er, Stunden mit Frau, Kindern und Enkeln zu verbringen, ohne allzu kribbelig zu werden. Gumbrecht beschreibt das mit einer Kühle, die nicht Kälte ist, sondern Ausdruck einer Lebensbilanz – und die den Leser gerade deshalb nicht kalt lässt.

Hinzu kommt eine Beobachtung, die dem Buch zusätzliche Tiefe verleiht: Gumbrecht litt zeitlebens an deutschen Menschheitsverbrechen – an der Last, in einer Sprache und einer Tradition aufgewachsen zu sein, die Auschwitz hervorgebracht hatte. Stanford wurde ihm zum Befreiungsraum jenseits des Atlantiks – jenseits der historischen Schuld, jenseits vergilbter Förm-

lichkeit und auch jenseits eines übertriebenen Gleichheitsdenkens, das er als europäische Hypothek empfand.

Und dort, im Silicon Valley, mitten in den grössten technologischen und gesellschaftlichen Umwälzungen seit der Industrialisierung, fand Gumbrecht zu seiner eigentlichen Form. Nicht als Verfasser eines bleibenden Werks, dem Traum, der ihn ein Leben lang antrieb und den er nach eigener Einschätzung, bei aller Produktivität, verfehlte. Sondern als Lehrer im Sinne Nietzsches, der einmal schreibt, wahre Erzieher «können nichts anderes zu sein als Befreier». So einer ist Gumbrecht: Er verkündet keine Lehren, sondern entlässt seine Studenten und Weggefährten zu sich selbst, indem er ihnen das Leben in seiner Intensität und Schönheit nahebringt.

Statt eines Werks hinterlässt er sich selbst

Darin – das kann ich aus eigenem Erleben bestätigen – ist Gumbrecht unübertroffen. Seine Seminare sind Ereignisse. Seine Präsenz im Raum ist, wenn man so sagen kann, eine intellektuelle Tatsache. Das Paradox ist nicht zu übersehen, und Gumbrecht selbst sieht es, wenn auch mit der ihm eigenen Halbdistanz: Er wollte ein Werk hinterlassen

und hinterlässt stattdessen sich selbst. Er wollte kein Exemplum sein und ist genau das geworden: ein Vorbild dafür, wie man denkt, lehrt, intensiv lebt. Ausgerechnet er, der 1968 im antiautoritären Geiste sozialisiert wurde und von Vorbildern nichts wissen wollte.

Seine eigene Mutter, so erfahren wir im Buch, hatte die Figur des Intellektuellen stets perhorresziert – das seien Leute, «die mit sich im Unreinen sind». Gumbrecht sehnte sich jedoch schon früh danach, eine ebensolche Figur zu werden. Dabei machte er sich einen Namen zu eigen, den Verwandte ihm in seiner Jugend gaben: Sepp. Der Name klingt so wenig nach akademischem Flair und funktioniert doch, wie Gumbrecht selbst schreibt, «wie ein Passepartout und wie ein Versprechen ohne Konturen».

Sepp legt mit seiner Autobiografie ein wahrhaftiges Buch vor, dessen Lektüre so fesselnd wie schmerzhaft ist. Man lese es als das, was es ist: als das Selbstporträt eines grossartigen Public Intellectuals – eines Mannes, der so vieles erreichte und doch nie aufhörte zu zweifeln, ob er es auch verdiene.

Hans Ulrich Gumbrecht: Sepp. Mein Leben auf Halbdistanz. Suhrkamp-Verlag, 493 Seiten, Berlin 2026.



Ein Vorsteher des Weltgeistes, genannt Sepp. Hans Ulrich Gumbrecht. Bild: LauraTeresa Gumbrecht

Einer der letzten seiner Art

Hans Ulrich Gumbrecht wurde bereits mit 26 Jahren Professor, lehrte in Stanford und war mit allen grossen Denkern bekannt. Seine Autobiografie enthält ein überraschendes Geständnis.

Auf ein Wort

gugguu

Der Kuckuck ist ein komischer Vogel. Im April erscheint er in unseren Breiten, nachdem er weit weg, in Südafrika, überwintert hat. Sehen kann man ihn nicht so leicht, eher hören. Der auffällige, monotone Ruf des Männchens macht ihn zum (ziemlich späten) Frühlingsboten. Schon da gibt es eine Besonderheit: Im Kinderlied und bei den Kuckucksuhren besteht der Ruf fast immer aus einer kleinen Terz, in der Natur ist es aber eher eine grosse Terz oder sogar eine Quarte. Wie auch immer, der Name des Vogels entstand als Nachbildung seines Rufes. Onomatopoetisch nennen das die Fachleute; man könnte auch sagen, er rufe seinen eigenen Namen. Zu allen Zeiten haben Komponisten den Kuckucksruf (in verschiedenen Intervallen) in ihre Werke eingebaut, etwa Louis-Claude Daquin, Beethoven und Mahler.

Im mittelalterlichen Deutsch hiess der Vogel anders, nämlich *Gauch* (althochdeutsch *gouh*). Auch dieses Wort entstand lautmalerisch. *Gauch* allein bezeichnete in der deutschen Schweiz einen dummen Menschen, Narren, oder einen Käfer, die Beerenwanze (auch *Chriesigauch*). Für den Kuckuck war die Zusammensetzung *Gugg-, Gutzgauch* üblich. Tatsächlich sind im Sprachatlas in der nordöstlichen Schweiz die Mundartbezeichnungen *Gugu(u)ch*, *Guggoch(er)*, *Guggich* und *Guggesch* zu finden.

Am häufigsten aber sagt man bei uns *der Gugger*. Auch dieser Name hat einen unüberhörbaren Bezug zum Ruf des Vogels. Dazu gibt es noch das Verb *gugge*, mehr oder weniger gut auf einem Blasinstrument spielen (wie bei einer *Guggemusig*). Und *Guggerblume* sagte man den Pflanzen, die um die Zeit des ersten Kuckucksrufs blühen. Etwa ein Dutzend verschiedene Pflanzen tragen diesen Namen (kein Wunder im Frühling!), im Luzernischen ist es die Sumpfdotterblume, für mich war es das Buschwindröschen.

Nach dem Volksglauben kommt es darauf an, wie viel Geld man im Sack hat, wenn man den ersten Kuckuck rufen hört: So wie es in diesem Moment mit den Finanzen steht, so soll das ganze Jahr weitergehen. Warum das so ist? – Das weiss der Gugger!

Niklaus Bigler